

Fragment eines Mannes



Erzählung von Hồ Anh Thái

Ich habe gehört, meine Mutter sei seinerzeit das schönste Mädchen im Dorf Yen gewesen. Immer wenn sie sich kämmte, stieg sie auf einen Stuhl, und die Haare reichten bis zum Boden. Überall wo sie hinkam, verbreitete sich ein leichter Duft von Pampelmusen und Zitronen in der Luft.

Nicht weit vom Dorf entfernt lag ein Militär-Flugplatz, der ein häufiges Ziel von Angriffen durch amerikanische Flugzeuge war, weshalb auch das Dorf Yen jederzeit in der Gefahr war, zerstört zu werden. Alle Dorfbewohner waren sich dessen bewusst, aber viele zögerten noch, woanders hinzuziehen. Die Verantwortung dafür, sie zum Wegzug zu bewegen, fiel der Dorfschönheit zu – Fräulein Tĩnh – sie war die stellvertretende Vorsitzende des Dorfkomitees und Kommandierende der kürzlich aufgestellten Artillerieeinheit der Volksmiliz. Um ihre Argumente zu stützen, beschlossen die politischen Führer des Dorfes, sie zur Luftwaffe zu schicken, um von dort einen jungen Sprecher ins Dorf zu holen, der über die neuesten Entwicklungen informieren und so die Bewohner zum Verlassen des Dorfes bewegen sollte.

Als Tĩnh im Stützpunkt ankam, standen drei oder vier junge Piloten gerade um einen noch jüngeren Mann herum und packten ihn beim Kragen, damit er zum schwarzen Brett des Kasinos gehen sollte, um zu erkunden, ob es Thịt Trâu (Wasserbüffel Fleisch) oder Thịt Ch u (das Fleisch des jungen Mannes namens Ch u) zum Mittagessen geben würde. Als Tĩnh mit lauter Stimme auf sich aufmerksam zu machen suchte, lie-

fen alle weg und nur der junge Mann stand noch da, die Haare noch völlig verstrubbelt und die Kleidung unordentlich von der Rauferei. Er zupfte seine Uniform zurecht und sagte schüchtern: „Ich heiße Ch u.“

Schnell lernten sie einander besser kennen, kamen miteinander ins Gespräch, begünstigt auch durch ihr Alter: Ch u war erst 25, fünf Jahre jünger als Tĩnh. Mit Erlaubnis seines vorgesetzten Offiziers begleitete er Tĩnh in ihr Dorf. Die Straße durchquerte mehr als drei Kilometer lang eine offene Ebene, gesäumt von Unterst nden in der Form eines A und Einmann-Schutzl chern. Plötzlich stieß ein Schwarm amerikanischer Flugzeuge vom Himmel herab, ließ Bomben fallen und verschwand wieder. Das dauerte immerhin eine halbe Stunde lang. Ch u und Tĩnh waren in einen A-förmigen Unterstand gesprungen und klammerten sich aneinander in diesem Tumult aufgesprengter Erde. Tĩnhs schwerer Haarknoten löste sich, eine wahre Kaskade von Strähnen floss herab und bedeckte alles. Später vernahmen sie keine Bombeneinschl ge mehr, sondern nur noch das Knistern ihres Haares, das den Duft wilder Pflanzen und Blumen des Waldes verbreitete. Mit ausged rrter Kehle hatte der junge Mann das Gefühl, im Haar zu ertrinken, wie jemand, der noch nie am Meer gewesen ist und sich zum ersten Mal den Fluten überlässt.

Auf ihrem Weg durch die offene Ebene erlebten sie noch mehrere Angriffe, mussten mehrfach Schutz suchen in den Unterst nden ihres Schicksals, eintauchen in die Haarstr me der Dorfsch nheit von Yen.

Letztlich war Tĩnh gezwungen, solche Annäherungen dem Dorfkomitee zu melden. Man diskutierte, wie sie zu bestrafen sei. Als Tĩnh danach Ch̃au wieder aufsuchte, machte sich dieser gerade bereit für einen Einsatz. „Warum bist du so bedrückt?“ fragte er sie. Als sie ihm alles erzählt hatte, lächelte Ch̃au voller Glück, rannte in den Korridor hinaus, packte einen vorbeigehenden Piloten am Arm und tanzte um ihn herum. „Ich werde heiraten.“ – „Heiraten, ja wen denn?“ „Die ältere Schwester Tĩnh. Da steht sie.“ Er hatte sich noch nicht auf die neue, intimere Anrede für sie umgestellt.

Tĩnh und Ch̃au kamen ins Dorf, um das Dorfkomitee zu treffen und ihm mitzuteilen, dass sie heiraten würden. Indessen konnte auch eine Hochzeit sie nicht von gewissen Schwierigkeiten befreien. Disziplin war Disziplin, und die Verhaltensregeln für Kader erlaubten es nicht, dass ein Mädchen schwanger wurde vor der Hochzeit. Plötzlich hatte Tĩnh ihre politische Position eingebüßt: Sie wurde aus der Partei ausgeschlossen und verlor ihr Amt als Vizevorsitzende und als Kommandierende der Artillerieeinheit der Volksmiliz.

Sie musste das Dorf verlassen, und Ch̃au brachte sie nach Hanoi, wo seine Mutter, eine Witwe, lebte. Sie schien bestürzt beim Anblick der Braut ihres Sohnes, als sei sie soeben überfallen worden. Beim Essen legte Tĩnh mit ihren Essstäbchen ein Stückchen Hühnerfleisch in die Schale ihrer Schwiegermutter. Diese nahm es heraus und legte es auf die Servierplatte zurück. In Tränen ausbrechend sagte sie: „Ich bitte dich, lass meinen Sohn in Ruhe.“ Die Familie besaß noch

ein Häuschen mit großem Garten am Stadtrand, und notgedrungen brachte Ch̃au seine schwangere Frau dort unter. Nicht einmal sechs Monate später kam ein Junge zur Welt.

In ihrem Inneren wurde die junge Mutter immer noch von quälenden Gedanken verfolgt. Denn in einem einzigen Augenblick hatte sie alles verloren: Sie musste ihre Heimat verlassen und war entwurzelt wie ein gerodeter Baum. Ihre Schwiegermutter akzeptierte sie nicht, und sie musste sich mit dem Gedanken trösten, dass das Kostbarste für eine Frau ihr Ehegatte und ihre Kinder sind. Deshalb konnte sie nicht behaupten, alles verloren zu haben. Aber ihr Ehegatte und ihr Kind waren alles, was meine Mutter hatte.

Nach 1973 dachte meine Mutter, sie müsse sich keine Sorge mehr um meinen Vater machen, denn die Piraten aus den USA griffen jetzt nicht mehr aus der Luft an. Aber dann passierte folgendes: Ein Flugzeug, in dem mein Vater und einige Offiziere saßen, wurde in der Grenzregion als vermisst gemeldet. Die Suche dauerte einen Monat, war aber ohne Ergebnis. Jedoch eines Tages, als meine Mutter gerade drei Räucherstäbchen auf den Hausaltar gesteckt und die Hände zum Gebet gefaltet hatte, kam eine Nachbarin eilig zur Türe herein und rief: „Halt! Lösche die Räucherstäbchen und hör auf zu beten. Das Flugzeug ist nach Thailand geflogen. Die amüsieren sich dort sehr gut. Vielleicht schickt er dir ja ein paar Sachen nach Hause.“ Dieses Gerücht verbreitete sich schnell überallhin, und monatelang wussten die Angehörigen der Vermissten nicht, ob sie es

glauben sollten oder nicht. Einige entfernten ihre Altäre. Aber mein Vater ist nie zurückgekehrt.

Immer, wenn das Geräusch eines Flugzeugs im Himmel zu hören war, begann meine Mutter zu zittern und traute sich nicht, den Kopf zu heben. Ich verhielt mich anders. Mir, einem kleinen Jungen, bedeutete dieser kleine Fleck am blauen Himmel alles, was meine grenzenlose Sehnsucht ausmachte. Ich surrte wie ein Flugzeug und rannte hinterher, den Blick nach oben gerichtet, bis ich stolperte und kopfüber in einem Busch im Garten landete.

Meine Mutter half mir auf: „Wenn man es weit bringen will, dann schaut man nicht in den Himmel, lieber Sohn. Dann schaut man auf den Boden.“

Das war eine Lehre, die nur für große Persönlichkeiten in ihrer Jugendzeit passte. Aber ich war ein normaler Junge mit einer voraussichtlich normalen Zukunft. Wenn ich in meiner Kindheit schon gelernt hätte, nur auf den Boden zu schauen, dann würde bis zum Erwachsenenalter meine Seele einem Luftballon gleichen, mit Helium gefüllt, aber am Boden gefesselt, unfähig, in den Himmel aufzusteigen. Und ich wäre dazu bestimmt, zu warten bis ich explodiere. So denke ich heute darüber. Aber zu jener Zeit war ich ein sehr folgsames Kind, und so gehorchte ich meiner Mutter und passte sorgfältig auf meine Schritte auf, wo immer ich hinging. Das brachte es mit sich, dass ich es als einen Schmerz empfand, wenn ich sah, wie das

Gras unter meinen Füßen zerdrückt wurde, und ich weinte und war untröstlich, wenn ich auf der Straße versehentlich auf eine Grille trat.

Meine Mutter mochte es nicht, wenn ich zum Himmel schaute und von fliegenden Dingen träumte und damit in die Fußstapfen meines unglücklichen Vaters trat. Sie wollte mich eng bei sich behalten und mich nicht an irgendein Ideal oder an irgendeine andere Person verlieren.

Aber ein lebhafter Junge kann nicht ewig an seiner Mutter Seite im Garten der Familie bleiben. Ich fing an, mich zu den Nachbarn davonzustehlen, etwa in das Haus einer Nachbarin, die Thach hieß. „Das ist eine giftige Schlange“, sagte eine unserer Nachbarinnen zu meiner Mutter über sie. Ich erinnere mich daran, dass meine Mutter mich eines Tages in die Apotheke schickte, um eine Medizin gegen Erkältung zu kaufen. Thach verkaufte Arzneien aus einem Glaskasten, die auf einem Schild als *Gift Kategorie A* gekennzeichnet waren, mit dem Bild einer Schlange, die ihr Gift in ein Glas spie. Vielleicht war das der Grund, warum man sie „giftige Schlange“ nannte. Eines Abends hörten wir sie laut jammern. Die Nachbarn kamen herbeigerannt, aber ihr Ehemann war schon tot. Die Leute sagten, er sei an einer Erkältung gestorben. Eine Nachbarin flüsterte meiner Mutter ins Ohr. „Das war keine Erkältung. Er starb im Schlaf. In früheren Zeiten brachte eine junge Frau, wenn sie zu ihrem Ehemann zog, immer eine spitze Haarnadel mit in die neue Familie, und zwar nicht nur, um sich ihr

Haar aufzustecken.“¹ Nach der Meinung dieser Nachbarin war Thạch eine Schlampe, die der Tod jedes Ehemanns sei. Aber mit mir war Thạch immer äußerst freundlich. Als sie 29 Jahre alt war und immer noch kinderlos zur Witwe wurde, gab sie die Apotheke auf, handelte mit Lebensmittelmarken und wurde schließlich eine fliegende Händlerin. Immer wenn sie von einer Tour zurückkam, lud sie mich in ihr Haus ein. Ich musste alles aufessen, was sie speziell für mich mitgebracht hatte. Manchmal gab es Pflaumen oder Orangen aus Vinh, manchmal Bohnenkuchen der Marke *Goldener Drache* ... Als Gegenleistung musste ich ihr aus irgendwelchen abgegriffenen Büchern vorlesen, die sie vor ewigen Zeiten wer-weiß-wo aufgetrieben hatte.

Ich war damals gerade 16 geworden und noch so naiv, dass ich kurze Hosen trug und meine Beine weit auseinander grätschte, wenn ich ihr aus dem Buch *Zwei Gräber auf einem Berg mit Pinien* vorlas. Sie rückte nahe an mich heran, schaute auf meine behaarten Beine und sagte: „Du solltest dir deine Freunde sorgfältig auswählen.“ Ich hörte auf zu lesen und schaute sie verdutzt an. „Freunde dich nie mit Jungens an, die keine Haare auf den Beinen haben“. Ich war noch verblüffter. „Solche Kerle sind Feiglinge.“ Sie seufzte, ihr Blick war in die Ferne gerichtet: „Bei allem Respekt für meinen Ehemann, er war so einer.“

In diesem Augenblick kam meine

¹ Anspielung auf einen Volksbrauch: Eine Art Akupunktur, die ins Rückgrat des Ehemanns erfolgte, um die schwindende Manneskraft zu stimulieren.

Mutter atemlos herbeigerannt und sah, wie ich da saß in meinen offenherzigen kurzen Hosen.

„Komm sofort nach Hause, Bảo“

„Lass mich erst auslesen, Mutter.“

„Nein. Nein. Du kommst jetzt sofort.“ Wie im Fieber schnappte sie sich das schäbige Buch, warf es Thạch zu und schleppte mich nach Hause. Wenn sie nicht genau in jenem Moment dazugekommen wäre, fürchtete sie wohl, wäre sie meiner und ihres letzten noch verbliebenen Besitzes verlustig gegangen.

Aber ich riss immer wieder aus, ohne dass meine Mutter es merkte, doch Thạchs Schrottbücher wurden immer langweiliger, und so ging ich zwar noch weiterhin zu ihr, aber um fernzusehen. Sie hatte sich nämlich gerade einen Schwarz-Weiß-Fernseher gekauft, und immer, wenn dort eine *cải lương*-Oper kam, strömten ihr die Tränen übers Gesicht. Wenn sie eine *ca nhạc*-Übertragung² sah und das Gesicht des Sängers Thạch Lan mit seinem riesigen Muttermal oder das von Lê Duyên, die so intensiv die Leute zu bezirzen versuchte, dass ihr Mund ständig verzerrt war, sagte Thạch: „Wenn ich reich wäre, würde ich diesen Fernseher in Stücke zerschlagen.“

Ich fragte: „Sind Sie denn nicht reich?“

„Wie sollte ich reich sein? Ich muss mich so abrackern, das kannst du dir gar nicht vorstellen.“

Einmal gab es ein kritisches Fernsehspiel über illegale Aktivitäten, und eine der Personen schimpfte laut „Ihr miesen Händler ...“ Thạch fuhr wütend

² Gesang mit instrumentaler Begleitung

hoch: „Was? Miese Händler? Sie müssten eher sagen Herr Händler, Frau Händlerin. Die denken wohl, es sei so einfach, Händler zu sein?“

Meine Mutter klaubte all ihr Geld zusammen, um einen Fernseher zu kaufen, gebraucht, aber noch ziemlich gut. Ich fühlte, dass mich meine Mutter damit zu Hause halten und verhindern wollte, dass ich zu der *giftigen Schlange* ging. Aber kurze Zeit später schaffte Thach einen Farbfernseher an, mit Fernbedienung. Als diese Stufe der Eskalation erreicht war, gab meine Mutter auf, sie konnte nicht mehr mithalten. Sie musste ihre Zuflucht zu anderen, radikalen Mitteln nehmen und verbot mir kategorisch jeden Besuch bei Thach. Und sie gab mir folgende Begründung: Du musst dich auf dein Examen konzentrieren.

Ich absolvierte die Oberschule, fiel aber durch die Aufnahmeprüfung für die Universität und wollte mir dann eine Arbeit suchen. Ein Bekannter versuchte, für mich in einem Textilbetrieb eine Stelle zu finden. Dort war man einverstanden, aber unter einer Bedingung: Ich sollte erst meinen Militärdienst ableisten. Damit wollten sie vermeiden, dass ihr Betrieb in Schwierigkeiten geriete, wenn ich irgendwann später eingezogen würde. Meine Mutter hatte vor nichts mehr Angst als vor diesem Beruf mit Schusswaffen, Panzern und Flugzeugen. Mein Bekannter wies darauf hin, dass der Divisionskommandeur ein guter Freund meines Vaters gewesen und ich da in sicheren Händen sei. Ich würde nicht allzu hart rangenommen werden und nach drei Jahren wieder zurückkehren können. So trat ich als Angestellter dieses Betriebs

in die Armee ein und wurde dank eines speziellen Arrangements direkt der Division unter Kommandeur Đắc zugeteilt, wo ich in der Registratur arbeitete, in sicherer Entfernung von der Grenze.

Kommandeur Đắc, ein strenger Mensch, mochte mich in erster Linie deshalb, weil er in mir das Abbild seines jungen Freundes aus alten Tagen sah. Dank seiner gelegentlichen Besuche und seiner Erzählungen erfuhr ich etwas über die Beziehung meiner Eltern zueinander. Er erzählte mir, dass meine Mutter mich im Jahre 1972, als ich sechs Jahre alt war, in die Basis zu einem Besuch meines Vaters mitbrachte, in der Hoffnung, dass sie noch einmal schwanger werden könnte. Wir warteten einige Tage im Besucherzentrum, aber mein Vater war noch nicht zurückgekommen von einer Mission, und so packten wir unsere Sachen, um nach Hanoi zurückzukehren. Das Auto der Einheit, das uns zum Bahnhof bringen sollte, war kaum losgefahren, als wir den LKW meines Vaters trafen, der auf dem Weg zurück in die Basis war. Kommandeur Đắc nahm mich mit in das Fahrerhaus des LKW und winkte dem vereinigten Paar zu: „Ihr geht jetzt nach hinten auf die Ladefläche und *offenbart euch einander*, und wir sitzen hier vorne.“

Ich protestierte: „Lass mich mit meinem Vater und meiner Mutter mitgehen.“ Er gab mir einen Klaps auf den Hintern und sagte: „Sei brav, dann darfst du in einem Flugzeug mitfliegen.“ Auf dem verbleibenden Weg zum Bahnhof sagte Đắc zu dem Fahrer, er solle langsam fahren, damit das Paar mehr Zeit für die Liebe habe ...

„Hätte deine Mutter damals keine Fehlgeburt gehabt, würde dein kleiner Bruder oder deine kleine Schwester jetzt schon zwölf Jahre alt sein“, sagte der Kommandeur.

Die drei Jahre beim Militär waren fast vorbei, ohne Zwischenfälle. Ich würde in den Betrieb zurückkehren, in ein ordentliches Arbeitsverhältnis, und ich hätte keine Zeit mehr, zum Himmel aufzublicken und vom Fliegen zu träumen. Das war ganz im Sinn meiner Mutter, und sie war beruhigt, denn mein Abschied von der Armee stand kurz bevor. Aber dann passierte etwas, das alles durcheinanderbrachte. Und die Schuld daran trugen meine Eltern, weil sie einen so sentimental und weichherzigen Sohn gezeugt hatten.

Thân war ein Soldat, der zur Aufklärungseinheit gehörte. Mehrere Male hatte er sich unerlaubt von der Truppe entfernt, um nach Hause zu gehen, oder er verlängerte eigenständig seinen Urlaub. Die Militärpolizei musste sehr oft jemanden zu ihm schicken, ihn zurückzuholen, und dann wanderte er ins Gefängnis. Schließlich wurde ihm ein siebentägiger Urlaub gewährt, und als er ihn auf zehn Tage verlängerte, warteten sie schon auf ihn, um ihm bei seiner Rückkehr zur Basis den Militärausweis abzunehmen und ihn nach Hause zu schicken. Erst am zwölften Tag kam er wieder, und ich als Zuständiger in der Registratur war die erste Person, an die er sich wandte. Auf seinem Urlaubsschein hatte er die Daten ausradiert und das Datum seiner Rück-

kehr vom 14. in den 19. März verändert. Und ich war derjenige, der Bewilligungen und Bescheinigungen aller Art ausstellen und meinem Chef zur Unterzeichnung vorlegen musste. Thân bat mich um Hilfe, ich könnte ja sagen, ich hätte mich geirrt, damit würde ich ihm das Unglück ersparen, aus der Armee geworfen und ins Umerziehungslager geschickt zu werden. In seinem Dorf herrsche eine Hungersnot und wenn seine jüngeren Geschwister zur Schule gingen, dann müssten sie sich an die Wand lehnen, um nicht vor Schwäche umzufallen. Er sei länger zu Hause geblieben, weil er eine Extra-Portion Reis für seine Familie zu beschaffen versucht habe.

Ich wusste zwar, dass Thân eine unzuverlässige Person war, aber seine Geschichte rührte mich an. Ich nahm die Schuld auf mich und rechnete damit, ins Gefängnis zu gehen. Aber ich sagte mir, das sei ja nur eine einwöchentliche *Erholungspause* in den Bergen, bis ich zurückkehren würde, um meine Entlassungspapiere entgegenzunehmen. Man bat Kommandeur Đắc um eine Stellungnahme. „Wir müssen die militärische Disziplin aufrechterhalten“, sagte er entschieden, zudem dachte er ja, die sieben Tage in Haft würden schon friedlich vergehen.

Und dann war ich am späten Nachmittag ziemlich fertig nach einem Tag, an dem ich mit Spitzhacke und Schaufel an der Verbreiterung einer Bergstraße gearbeitet hatte. Am Fuß eines Kapokbaumes sank ich nieder, atmete schwer und richtete meinen Blick nach oben zum ewig einsamen Abendstern. Die Sterne zu betrachten und sie zu zählen

war etwas, das Kinder machten, und meine Mutter mochte nicht, wenn ich es tat. Aber stellen Sie sich mal vor, in welcher Lage ich war: endlich unbeaufsichtigt, mit entkräfteten Gliedern, keine Zigaretten rauchend, mich nicht an den schmutzigen Scherzen der *Sträflinge* beteiligend, die neben mir einsaßen. Was blieb mir da noch übrig, als mit dem Kopf im Nacken hoch zu den Sternen zu schauen?

Am zweiten Tag, bei Einbruch der Dunkelheit, als der Pfiff das Ende der Arbeitszeit verkündete, warf ich die Schaufel weg und ließ mich wieder neben dem Kapok-Baum niedersinken. Aber bevor ich überhaupt eine Chance hatte, zu den Sternen aufzublicken, schob mir jemand einige Pflaumen in die Hand. Die Silhouette eines Mädchens war herangehumpelt, und dahinter sah ich eine Gruppe von Frauen, aber sie verschwanden alle sofort wieder im Nebel. Wahrscheinlich ist es dieses Bild, das sich in meinem Gedächtnis festgesetzt hat von diesem Krüppeldorf in den Bergen, mit nur zwanzig oder dreißig Häusern und einigen Trinkbuden: alles verschwommene menschliche Silhouetten im Nebel mit konturlosen, ununterscheidbaren Gesichtern.

Ganz in der Nähe des Bergdorfes war unsere Straf-Pioniereinheit stationiert.

Jeden Tag hatten die Delinquenten mit den kahlgeschorenen Köpfen ihren Auftritt, mit betont sanftmütiger und harmloser Miene standen sie in zwei Reihen da. Sie trauten sich nicht, in einen der Läden zu gehen, wenn sie kein Geld hatten. Wenn sie nach einer Ziga-

rette gierten, mussten sie sich damit begnügen, die vor dem Laden verstreuten Zigarettenstummel aufzulesen, die sie „Speck-Grieben“ nannten, sie zündeten sie an, nahmen einen tiefen Zug und rauchten sie restlos auf. Sie achteten darauf, als gehorsam zu erscheinen, damit sie so bald wie möglich wieder in ihre Einheit zurückkehren konnten, nur um später wieder gegen die Regeln zu verstoßen und wieder als Sträflinge hierher zu kommen.

An jenem Morgen, als sie wieder vor dem Laden standen, kamen sie auf die glänzende Idee, dass nur einer von ihnen alle Kippen aufsammeln und den Tabak aus ihnen herauspulen sollte, um dann mit Papier wirkliche Zigaretten zu drehen. Ich bin Nichtraucher, aber ich hatte das Pech, beim Auslösen den Kürzeren zu ziehen. Widerwillig nahm ich meinen Hut in die Hand, lief in die Trinkhalle, die direkt vor uns lag, und beugte meinen Kopf, um auf der Suche nach Kippen zwischen den Füßen der Leute unter die Bänke zu kriechen; geschickt holte ich eine ganze Menge zwischen den rissigen Füßen heraus.

Plötzlich fielen meine Augen unter all den schwieligen Zehen, denen man, ob Mann oder Frau, die Sorge um das tägliche Brot ansah, auf einen hübschen Mädchenfuß mit zarter Haut. Aber zugleich sah ich etwas, das mich zurückschrecken ließ. Dieser Fuß hatte ein Gegenstück, einen zweiten Fuß, der verkümmerten und zusammengeschrumpft war. Diese beiden Füße würden humpeln wie eine Sieben mit einer Zehn. Einer war wie ein junger Zweig, der im vollen Saft des Lebens stand, der andere war

völlig verdorrt. Der eine war der Fuß eines Mädchens von 18 oder 20 Jahren, während der andere einer alten, ausgegippten Frau von 60 Jahren anstehen würde.

Mein Blick war hypnotisiert von dem Paar Füße vor mir. Da, wo sie standen, mussten sie wohl dem Mädchen aus dem Laden gehören. Ich stand langsam auf, und mein Blick schweifte über die Rücken und Schultern der Gäste, die an ihren Getränken nippten. Alles wurde unscharf, als ich das Gesicht dieses Mädchens erblickte. In allen, auch den entferntesten Ecken auf dem Land hatte ich niemals ein Gesicht gesehen, das so schön war und so sanftmütig. Dieses Gesicht war wie eine geheimnisvolle Blume, die nur einmal in Hundert Jahren blühte, und zwar auf einem dünnen Zweig.

„Kommen Sie herein bitte, wollen Sie etwas trinken?“ lud sie mich sanft ein, mich, einen Sträfling, als würde sie in mir einen Bekannten sehen. Ich war wie versteinert, stand für einen Moment regungslos. Dann packte ich meinen Hut voller „Speck-Grieben“ und rannte weg. Und genau in diesem Augenblick erinnerte ich mich, dass es dieses Mädchen gewesen war, das mir am Tag zuvor die Pflaumen in die Hand gedrückt hatte.

Nach dem Essen an diesem Abend erzählte Vinh, ein Kerl, der kurz vor seinem Prozess stand wegen der Vergewaltigung einer Frau, seine Geschichte einigen Kumpanen. „Ich habe dieser Schlampe nichts getan. Wir kannten uns schon eine Weile, und es war klar, dass sie es wollte. Als es vorbei war, saß sie in dem Busch und schrie so laut, dass ei-

nige Leute herbei kamen, sich auf mich warfen und mich anzeigten.“

Ich fragte den Wächter, ob ich rausgehen könnte, ich hätte etwas zu erledigen. Die Disziplin in dem Lager war sehr streng, aber ich hatte mir ein wenig Respekt verschafft als Armee-Bürokrat, über den das Gerücht ging, er sei der Neffe des Divisionskommandeurs. Ich lief etwa zwei Kilometer durch die neblige Nacht und schaute hin und wieder zu den Sternen über meinem Haupt. Der Laden war geschlossen. Ein schwaches Licht drang durch die Ritzen der Wände. „Ich möchte Zigaretten kaufen“, antwortete ich, als das Mädchen von innen fragte. Die Tür öffnete sich einen Spalt, und das Gesicht des Mädchens erschien, gerötet durch das Licht der Windlampe in ihrer Hand. „Sind Sie das? Wie schade. Wenn es noch Tag wäre, würde ich sie hereinbitten können.“ Anscheinend steckte meine Nervosität sie an.

„Und warum kann ich jetzt nicht hereinkommen?“

„Meine Mutter hat es verboten.“

„Hat denn deine ganze Familie Angst vor mir?“

„Meine Mutter wohnt am anderen Ende der Straße, ich bin hier allein.“ Sie war töricht genug, das zu sagen, aber sie hatte es mit mir zu tun, und deshalb war ihr Verhalten für sie ungefährlich. „Aber hier zu stehen und zu reden, ist auch unpassend. Also kommen Sie herein.“ Ich gab alles Geld, das ich hatte, eine spärliche Summe, für Zigaretten aus, und ich bedauerte, nicht mehr zu haben, obwohl ich die Zigaretten später wahrscheinlich wegwerfen würde. Um als glaubwürdiger Raucher zu erscheinen, nahm ich

eine Zigarette, zündete sie an, aber nach dem ersten Zug fing ich an, endlos zu husten. Sie war betroffen und gab mir etwas zu trinken. „Zigarettenrauchen ist nicht gut für Sie“, sagte sie.

„Gut dann werde ich sofort damit aufhören, für immer.“

„Dann werde ich die Zigaretten wieder zurücknehmen, okay?“

„Nein, ich behalte sie für meine Freunde.“

In diesem Moment erklang die Stimme eines Kindes durch die Türe. „Hallo, Duyên!“ Panisch sagte sie mit leiser Stimme: „Das ist meine kleine Schwester. Gehen Sie jetzt, bitte, gehen Sie. Wann immer Sie frei haben, können Sie mich ja besuchen.“ Sie öffnete die Hintertür und flüsterte mir zu, wie ich mich hinausstellen sollte. Im Haus konnte sie, um ihre Behinderung zu kompensieren, sich an einer Stuhllehne festhalten, an der Tür oder an der Wand abstützen. Aber wie war das, wenn sie eine Besorgung zu machen hatte? Worauf konnte sie sich dann stützen?

Ich ging sie jetzt jede Nacht besuchen, und zog mich jedes mal zurück, wenn ihre spionierende kleine Schwester auftauchte. Sie war von derselben Mutter, aber einem anderen Vater. Die Mutter schickte sie immer nachts zu Duyên, um sie zu überwachen. Aber es musste ja irgendwann geschehen, dass wir eines Abends im Bett landeten. So glücklich meine Hände waren, ihren gesunden Fuß anzufassen, umso erschrockener und schmerzlicher berührt waren sie, wenn sie den deformierten streiften. Sie erzählte mir, dass ihr Fuß nach dem Ausbruch einer Krankheit, als sie acht Jahre alt

war, verkümmert sei. Ich nahm mir vor, sie für all ihr Leiden zu entschädigen. „Du wirst doch nicht anfangen zu weinen, oder?“ fragte ich sie. Ich konnte nicht umhin, ein wenig besorgt zu sein, wenn ich an die Geschichte von Vĩnh dachte. Sie antwortete: „Solange du bei mir bist, werde ich nicht weinen.“

Wir blieben lange liegen, dösten ein, bis wir die bekannten Rufe ihrer kleinen Schwester hörten. Diese Nacht gehörte uns ganz allein. Niemand hatte das Recht, auch nur an einem Moment dieser heiligen Nacht teilzuhaben. Duyên rief: „Geh jetzt nach Hause. Ich habe schon das Licht ausgemacht und bin ins Bett gegangen.“

„Nein, nein, ich habe Angst.“ Die Kleine hatte ihren ganzen Mut aufgewendet, um die Lampe einen Block die Straße hinunter zu tragen, wobei sie fest damit rechnete, dass man sie dort einlassen würde.

„Wenn du jetzt nicht schnell gehst, dann kommen die Geister und springen dich an.“ Atemlose Stille. Vielleicht schrie und rannte sie gleichzeitig. Das Schicksal von Spionen ist normalerweise viel tragischer.

Duyêns Mutter war froh, den finstigsten und hübschesten Mann der ganzen Gegend geheiratet zu haben, aber sie war weniger glücklich, dabei auch eine Frau als Schwiegermutter bekommen zu haben, die, je älter sie wurde, desto grausamer war. Jeden Tag musste Duyêns Mutter einen Ausbruch von Verwünschungen ertragen, und – damit nicht genug – sie war nicht die einzige, die das alles hörte. Die alte Frau ging extra vors Haus, damit alle Nachbarn mitkriegten,

wie sie ihre Schwiegertochter beschimpfte. Duyêns Vater war, wie andere, in die Provinz Quảng Bình gegangen, um mit wohlriechendem Sandelholz zu handeln, und da wurde er von einem Tiger angegriffen. Der jährliche Gedenktag an seinen Tod wurde für Duyêns Mutter dann der Tag, an dem ihre Schwiegermutter sie verfluchte als „die Frau, die der Tod ihres Mannes war“. Als Duyên zehn Jahre alt war, vollzog ihre Mutter den nächsten Schritt³, und nun hieß es: „Die Trauerzeit ist noch nicht vorbei, und sie bandelt schon mit einem anderen an.“

Vielleicht, so dachte Duyêns Mutter, war ihre Schwiegermutter zum Teil deshalb so grausam und feindselig, weil ihr jüngerer Sohn Lügen über Duyên erzählte und sie immer kritisierte. Dem Ärger über ihr Unglück machte Duyêns Mutter dadurch Luft, dass sie versuchte, sich an diesem Schwager zu rächen. Nach dem Tod ihrer Großmutter lebte Duyên allein in deren Haus, in dem sich auch der Familienaltar befand. Ihre Mutter glaubte, dass ihr Schwager eine Intrige vorbereite, um Duyên schnell durch Heirat loszuwerden, dass er ihr ein wenig Geld geben würde, damit sie in das Haus ihres Mannes ziehen und er dann ihr Haus übernehmen würde. Die Mutter war wütend: „Sie ist zwanzig. Warum sollte sie so verrückt sein und es eilig haben, das Joch selber um ihren Hals zu legen? Schaut her, wie hässlich ich bin, und ich habe kein Problem gehabt, trotzdem auch noch einen zweiten Ehemann zu finden.“ Der Onkel hatte eine anständige Wohnung in der Nähe von Duyêns

Haus, aber er kümmerte sich nie um seine Nichte. Im Gegenteil, je mehr junge Männer ihr den Hof machten, desto besser, denn wenn einer ihr ein Kind mache, dann müsse sie ihn heiraten. Duyêns Mutter beklagte sich: „Ein Onkel ist wie ein Vater, aber dieser hier ist komplett verantwortungslos. Ich war gerade als Schwiegertochter in diese Familie gekommen, da hatte er nachts so viel Angst vor den Geistern, dass er sich nicht traute, allein pinkeln zu gehen, und mich bat, ihn zu begleiten, und ich musste den Gestank seines Urins riechen. Er ist wirklich ein Parasit.“ Sie war entschlossen, den selbstsüchtigen Plan ihres Schwagers zu vereiteln und ließ Duyên durch ihre jüngere Tochter streng überwachen. Tag für Tag erfuhr sie so, wer öfters zu Besuch kam und wer eine zu lange Zeit in ihrer Trinkhalle verbrachte. Und es war besser, wenn Duyên niemals heiratete und somit weiterhin das Haus bewohnte, denn das würde den Onkel zu Tode ärgern.

Unwillkürlich wurde so Duyêns Mutter die schwierigste Hürde bei meinem Bemühen, Duyên zu heiraten und sie mit nach Hanoi zu nehmen. „Ich bin bereit, mit dir überall hinzugehen. Wo immer du hingehst, da gehe ich auch hin“, sagte Duyên.

Meine Zeit im Militärgefängnis ging zu Ende. In dem Vergewaltigungsverfahren gegen Vinh hatten die Frau und ihre Familie beantragt, ihn freizulassen, weil sie einander in Wirklichkeit liebten. Er und ich reisten eine kurze Strecke miteinander. Vinh sagte: „Sie brachte mich ins Gefängnis, und jetzt soll sie mich lieben?... Na ja, immerhin

3 Redewendung: Eine Witwe heiratet erneut

habe ich dabei eine Frau gefunden.“ Ich war neidisch, weil bei ihm alles so gut lief.

Zurück auf der Basis traf ich den Kommandeur Đác. „Ich werde bald heiraten“, sagte ich. Würden Sie mir bitte dieses Dokument beglaubigen?“

„Machen Sie Witze? Sie sind erst 21 Jahre alt. Ist Ihre Mutter einverstanden?“

„Es dürfte ihr schwerfallen, ohne weiteres zuzustimmen. Deswegen brauche ich Ihre Hilfe“, sagte ich. Ich vermittelte offenbar nicht den Eindruck, dass es für mich ein unüberlegter Entschluss oder Spaß war.

Kommandant Đác runzelte die Stirn. „Ich werde darüber nachdenken.“

Zwei Tage später rief er mich abends zu sich. Er hielt eine kleine Rede: „Ich habe Leute ausgesickt, um heimlich Informationen einzuholen. Es ist eine normale Familie, keine Grundbesitzer oder Reaktionäre.“ Dann gab er mir das Dokument, es war schon unterzeichnet, und drückte lang und heftig meine Hand. Mit leiser Stimme sagte er: „Ich habe Mitleid mit Ihnen beiden. Wie werden Sie zurechtkommen mit so einem Fuß? Ihre Mutter wird mir das nie verzeihen.“

Ich ging zurück zu Duyên. Der Funktionär beim Gemeindegremium schätzte sie sehr. Also veranlasste er alles gemäß unseren Wünschen, man würde unsere Heirat registrieren und uns dies bescheinigen. Er versprach uns auch, bis zur Hochzeit zu schweigen. Duyên und ich wollten nämlich schon vor der Hochzeit dieses Dokument haben, denn wir befürchteten, irgendetwas

könnte unsere Pläne durchkreuzen in der Zeit, die nötig war, um unsere Eltern von unserer Heirat zu überzeugen. Jetzt waren wir beruhigt. In dieser Nacht war wie immer keine Seele auf der Straße. Als wir das Haus des Komitees verließen, hatte ich nicht das Herz, Duyên an meiner Seite humpeln zu lassen, ich hob sie auf und trug sie den ganzen Weg durch das Bergdorf.

Daheim bei meiner Mutter, kam ich ohne Umwege zum Punkt: „Mutter, Ich bin dabei, eine Frau zu nehmen.“

Sie lächelte: „Wer soll da dagegen sein? Du kannst so viele Frauen nehmen, wie du willst.“

Feierlich überreichte ich ihr ein Foto von Duyên, deren Gesicht so sanft und schön war, dass es alle Herzen anrühren konnte. „Nein!“ schrie sie, als hätte sie auf dem Foto eine gesuchte Kriminelle entdeckt. „Nein!“ Sie fasste sich an den Kopf, fiel auf das Bett, sie war vollkommen überrascht von einer solchen Neuigkeit. Vorher bestand ihre einzige Freude darin, dass ich zurückkehren würde, wieder das kleine Kind wäre wie in den alten Tagen, ein Kind mit seiner Mutter. Plötzlich gehörte dieses Kind nicht mehr ihr allein. Ein Riss hatte sich aufgetan, ihr Schatz war in Gefahr.

Da erlebte ich zum ersten Mal, dass jemand nur unter der Wirkung von Schock und Elend krank wurde. Mehrere Tage lang lag meine Mutter mit Fieber im Bett. Sie stellte keine einzige Frage über das Mädchen auf dem Foto, nicht nach ihrem Namen, ihrem Alter und

nicht nach ihrem familiären Hintergrund. Nicht ob sie böse oder gut sei, es reichte, dass sie einer Mutter das einzige Kind wegnehmen wollte, und das konnte diese nicht zulassen. Als es meiner Mutter besser ging, begab sie sich zum Altar meines Vaters, zündete ein Räucherstäbchen an und hielt einen kleinen Haarkamm in ihrer Hand, der aus den Überresten eines amerikanischen Flugzeugs gemacht worden war. Mit eigener Hand hatte mein Vater zwei solche Kämmen gebastelt, die einander vollkommen glichen; eingraviert waren darauf die Namen Tĩnh – Châu. Einen davon gab er meiner Mutter, den anderen behielt er in der Innentasche seine Jacke und trug ihn immer mit sich. Dieser Kamm war das einzige, was meiner Mutter von ihrem verstorbenen Mann geblieben war. Sie hatte ihn auf den Altar gelegt, und es verging kein Tag, an dem sie ihn nicht abstaubte.

Ich war unruhig wie jemand, der auf heißen Kohlen sitzt. In jeder Minute wartete Duyên auf mich in dem abgelegenen Bergdorf. Ich fragte mich, ob sie vielleicht Zweifel an mir haben könnte, ob sie sich vielleicht vorstellen könnte, ich würde sie im Stich lassen. Und was mich anging, so konnte ich nicht ewig mit einer Leichenbittermiene im Haus herumschleichen, ohne etwas erreicht zu haben.

Ich irrte umher wie eine verlorene Seele, meine Füße trugen mich zum Haus von Thạch, ohne dass ich es zunächst bemerkte. Seit dem Tag meiner Rückkehr hatte ich gelegentlich einen gutaussehenden Typen in ihrem Haus ein- und ausgehen gesehen. Einmal war er dabei, seine Füße am öffentlichen

Wasserhahn vor dem Eingangstor zu waschen. Seine Beine waren behaart.

Thạch saß allein schweigend da, trank Reiswein und aß gerösteten Tintenfisch. Dieses Schweigen war ungewöhnlich für eine Person wie sie. Tränen flossen aus ihren Augen. Sie zerrte und riss an dem Tintenfisch herum, ihre Hände bewegten sich wie die einer Person, die auf Rache sinnt. Die Schale mit Wein, die sie mir anbot, trank ich mit einem Schluck leer. Als ich einen Blick ins Hausinnere warf, bemerkte ich, dass sie inzwischen einen Videorecorder hatte. Da es mir gerade gelegen kam, startete ich das Band, das in dem Apparat war. Ein schockierender Film. Ein Pornofilm, in dem die Darsteller Unterricht im Liebe-machen gaben. Ich hielt ihn sofort an, nicht weil ich nicht weiter gucken wollte, sondern weil ich das nicht in Gegenwart von Thạch tun wollte. „Du bist noch zu jung. Solche Filme sind nicht gut für dich“, sagte sie.

„Zu jung? Ich bin dabei zu heiraten.“ Ich schilderte ihr die Einzelheiten meiner Lage.

„Warum hast du mir das nicht gleich gesagt?“

„Warum sollte ich?“

„Meine Güte, du verstehst mich offenbar immer noch nicht. Wann wirst du sie abholen? Morgen? Oder ist das zu spät?“

Am nächsten Morgen trugen wir zwei schwere Säcke zum Bahnhof und nahmen den Zug, der hochfuhr ins Bergland. Der Typ mit den behaarten Beinen fuhr mit uns. Ich musste meine Mutter anlügen und hatte gesagt, ich würde zur Basis fahren, um einige Fehler in meinen

Entlassungspapieren korrigieren zu lassen. Der Waggon war mit Waren vollgestopft, und dazwischen saßen oder lagen viele Leute durcheinander. Als eine Frau über mich wegzusteigen versuchte, tat sie mir weh. Sie erkannte Thach: „Mit wem verweist du?“

„Naja, mit zwei jüngeren Männern.“

„Wirklich? Ich habe auch einen jüngeren Mann, aber nur einen.“ Sie lächelte kurz zum Zeichen, dass sie verstanden habe. Dann nahm sie ihren etwa 18jährigen jüngeren Mann an der Hand, führte ihn in eine Ecke des Wagens und breitete eine Nylondecke aus, auf die sie sich setzen konnten. Langsam kam die Nacht. Ich konnte sehen, wie diese Frau und ihr Mann diskret unter die Decke krochen. Wahrscheinlich haben viele Leute das mitgekriegt, aber sie taten alle so, als schliefen sie.

Thachs Plan sah vor, dass wir zunächst den Kommandeur Đắc aufsuchen. „Warum ist Ihre Mutter nicht mitgekommen, bei einer so wichtigen Angelegenheit wie dieser?“

Thach mischte sich ein: „Seiner Mutter geht es nicht gut. Und es musste jemand zu Hause bleiben, um alles für den Empfang der neuen Schwiegertochter vorzubereiten. Ich bin eine Tante, so habe ich das übernommen.“

Der Kommandeur Đắc war erstaunt: „Und wofür brauchen Sie dann mich?“, fragte er.

„Warum sagen Sie das? Sie sind doch wie ein Vater für Bào. Bitte helfen Sie uns mit Ihrer Autorität. Sie müssen nichts selbst machen. Ich kümmere mich um alles.“

Unsere Hochzeitsregistrierung war von Duyêns Familie schon entdeckt worden. Einige Tage zuvor hatte Duyêns Onkel ein Familientreffen vorgeschlagen und alle dazu eingeladen, auch die frühere, jetzt wieder verheiratete Schwägerin, und ihnen mitgeteilt, dass er einen passenden Partner für Duyên gefunden habe. Er erklärte, Duyên sei jetzt schon zwanzig Jahre alt und bekannterweise gut und schön. Aber wegen ihrer Behinderung müsse sie eben einsichtig sein und so schnell wie möglich heiraten, ehe es zu spät sei. „Ich will jetzt noch nicht heiraten“, konterte Duyên sofort.

Ihre Mutter pflichtete ihr bei: „Das ist gut so. Jeder Topf findet irgendwann seinen passenden Deckel. Warum sich verrückt machen?“

Der Onkel entgegnete: „Willst du, dass deine Tochter irgendwann alt und allein in einer Ecke des Hauses stirbt?“

Die Mutter lächelte sarkastisch. „Es ist besser, allein zu bleiben und gut für sich zu sorgen. Ich bin selbst dumm genug gewesen, zweimal zu heiraten, ich weiß Bescheid.“

Der Streit war heftig und die Mutter lief Gefahr, in die Enge getrieben zu werden. Um das zu verhindern, gab Duyên zögernd zu: „Ich bin schon verheiratet.“ Zum Beweis zeigte sie das Zertifikat vor. „Wer ist Văn Ngọc Bào? Wie sieht er aus?“, „Er ist ein sehr guter Mensch. Er war im Gefängnis und wurde durch körperliche Arbeit hier rehabilitiert.“

Die Mutter schlug ihre Hände vors Gesicht und schrie laut. Nach einer kurzen Denkpause sagte der Onkel: „Ein Sträfling, aber ein guter Mensch. Das ist

ok.“ Und er verkündete, dass er Duyệt zwei Unzen Gold als Aussteuer geben werde. Soviel Geld, das war ein Beweis dafür, dass seine Vorstellungen nicht völlig abwegig waren. Aber Duyệts Mutter hörte nicht auf, mit den Füßen aufzustampfen.

„Deine Habgier macht dich blind“, sagte sie.

Einige Tage vergingen, ohne dass sich etwas bewegte, ohne dass auch nur ein Schattenriss von mir zu sehen gewesen wäre. Duyệts Mutter begann zu glauben, dass ich verschwunden sei, so glitschig wie ein Aal. Vielleicht lief ja alles gut so. Vielleicht wäre es besser, wenn Duyệt schwanger wäre, denn dann wäre sie eher bereit, zu Hause zu bleiben und nicht mehr an irgendeinen Ehemann zu denken.

Als aber ein Jeep vor dem Haus erschien und ihm ein Offizier majestätisch entstieg, verlor Duyệts Mutter vollends die Fassung. Der Onkel wurde herbeigerufen und zusammen mit Duyệts Stiefvater trafen sie sich mit dem Kommandeur Đắc. Thạch verlor keine Zeit und verteilte Bonbons, Plätzchen und Spielzeug für die Kinder der Familie und in der Nachbarschaft. Es gab auch Geschenke, Seidenstoffe für die Frauen und Feuerzeuge und Zigaretten für die Männer. Sie hatte auch einen Sony-Kassettenrecorder mitgebracht und spielte nun eine *cái lương*-Opernkassette in hoher Lautstärke.

Dann hörte Thạch, in eine Unterhaltung vertieft, wildes Gefeilsche hinter dem Haus. Sie schaute nach und sah den Typ mit den behaarten Beinen, wie er verschiedene Dinge aus einem Leinen-

sack packte und sie einigen Nachbarn zeigte. Sie nahm ihn zur Seite. „Wie das Sprichwort sagt: Sogar eine Hure kriegt es hin, einen Ehemann zu finden. Also verkauf hier keine minderwertigen Sachen, okay?“ Sie sagte ihm, er solle den Sack wegräumen und Geschenke an die Nachbarn verteilen, eine Packung Zigaretten für die einen, ein Halstuch für die anderen. So war jeder zufrieden und voller Lob für den Bräutigam.

Es war nicht notwendig, Einladungen zu verschicken. Eine mündliche Bekanntmachung genügte, und die Leute aus dem Bergdorf strömten herbei, keine einzige Seele fehlte. Platten mit Keksen und Bonbons wurden herumgereicht, wodurch das Ganze zu einer modernen Hochzeitsfeier wurde. Am Abend, als alle Gäste weggegangen waren, fand ich Thạch und Duyệts Mutter, wie sie zusammen hinter verschlossenen Türen im Schlafzimmer saßen und Schnaps tranken. Duyệt erzählte, dass ihre Mutter, wenn sie da saß und trank, ihren blonden Hund herbeirief, ihre Füße auf seinen Rücken legte und ihn sanft hin und her stieß. Jetzt aber trampelte sie auf dem Hund herum, als wolle sie ihn zertreten, als wolle sie alles zertreten, was sie unglücklich machte. Die beiden Frauen waren in Tränen aufgelöst. Die Mutter nahm Thạch bei der Hand und schluchzte: „Niemand versteht mich, nur du.“

Am nächsten Morgen verabschiedete uns die ganze Familie mit gemischten Gefühlen. Duyệts Mutter rief Thạch zu sich: „Ich werde euch und die Kinder besuchen kommen.“

Ich half Duyệt in den Jeep und wiederholte die Frage von jenem Abend:

„Und du wirst nicht weinen, nicht wahr?“

Sie antwortete: „Mit dir an meiner Seite werde ich nie mehr weinen.“

Als wir bei der Division vorbeikamen, stieg Kommandeur Đắc aus, und das Auto fuhr weiter mit uns nach Hanoi. Ich kam nach Hause und hatte in den nächsten Tagen eine Menge zu erledigen. Duyên musste vorläufig bei Thạch bleiben, bis ich eine Gelegenheit hatte, mit meiner Mutter zu sprechen. Es schien mir, dass wir beide, meine Mutter und ich, in die Defensive geraten waren. Sie befürchtete den Augenblick, an dem ich erklärte, dass ich das Mädchen auf dem Foto heiraten würde. Und ich hatte Angst davor, meiner Mutter zu erzählen, dass wir schon verheiratet waren, und davor, dass sie dann hartnäckig weiterhin dagegen sein könnte. Ich fand immer wieder einen Vorwand, auszugehen, suchte heimlich Thatches Haus auf und blieb dort oft bis spät in die Nacht. Thạch hatte geschäftlich soviel zu tun, dass sie fast nie zu Hause war. Erst nach unserer Ankunft in Hanoi fand Duyên heraus, dass Thạch und ich nicht Tante und Neffe waren. Sie zeigte sich immer noch dankbar Thạch gegenüber, aber sie war auch ein wenig misstrauisch. Außerdem fühlte sie, dass irgendein Hindernis mich davon abhielt, sie direkt nach Hause zu bringen. Ich bemerkte dies, weil sie mich ständig über „unser Haus“ und über meine Mutter ausfragte.

Schließlich kam der Tag, an dem meine Mutter mich ernsthaft fragte: „Du gehst immer noch sehr oft zu Thạch, nicht wahr?“ Ich schüttelte sehr energisch den Kopf.

Meine Mutter sagte mit scharfer Stimme: „Lüg mich nicht an. Sie ist doch gar nicht zu Hause, warum gehst du dann immer wieder dort einfach so hin?“ Ich saß still da, zitterte jedoch vor Angst.

„Heute morgen sah ich dort ein Mädchen. Sie hat anscheinend gute Manieren, aber ein behindertes Bein. Wer ist das?“

Ich traute mich nicht mehr, weiterhin zu lügen. Die Frage meine Mutter war auch ein Test, um festzustellen ob ich sie anlog oder ehrlich war. Und außerdem kannte sie ja schon Duyêns Gesicht von dem Foto. „Liebe Mutter, das ist meine Frau.“

Sie schwieg und fand erst nach einer Weile ihre Stimme wieder. „So seid ihr also schon Mann und Frau?“

„Schon seit einer Woche. Sie ist seither in Thatches Wohnung.“

Die Erwähnung des Namens Thạch bewirkte, dass meine Mutter aufsprang, ihre Wut erneut aufflammte und stärker war als ihre Sorgen. „Nein, nein, nicht dort. Bring sie sofort hierher.“

Und da war nun alles in einem halben Tag anders geworden. Ich holte Duyên heim und stellte sie meiner Mutter vor. Dann richteten wir alle drei zusammen das Haus neu ein, holten ein Bett aus einem Winkel, in dem es unbenutzt stand. Meine Mutter empfand Mitleid mit einem jungen Mädchen, das ebenso vom Schicksal geschlagen war wie sie, und dieses Mitgefühl war stärker als ihr Zorn. Sie führte Duyên durch das Haus, in die Küche, sie zeigte ihr ausführlich, wo sich all die Töpfe, Pfannen, die Fischsoße, das Salz und die Gewürze befanden. Als das alles vorbei war, wur-

de meine Mutter plötzlich krank, sie hatte leichtes Fieber, das aber nicht aufhören wollte. Der Arzt aus der Nachbarschaft kam und untersuchte sie sehr sorgfältig. Dann sagte er, dass sie nicht an irgendeiner Krankheit leide, sondern einen physischen Schwächeanfall erlitten habe.

Tief in meinem Herzen spürte ich, dass dieser Schwächeanfall von ihrem Leid herrührte.

Erst jetzt, im Nachhinein verstehe ich, dass meine Mutter, als sie ihre Schwiegertochter in ihr Haus einließ und auch während der ganzen Zeit, in der wir zusammenlebten, glaubte, alles verloren zu haben. Unser Sohn wurde geboren, er wog viereinhalb Kilo, jeder, der ihn sah, musste ihn bewundern. Meine Mutter war glücklich, aber es war das Glück, den Schatz eines anderen Menschen zu sehen, nicht ihren eigenen. Nach einiger Zeit kaufte ich eine Nähmaschine und besorgte für Duyên Unterricht in entsprechenden Kursen. Meine Mutter passete derweil auf das Baby auf. Eines Tages kamen Leute und sagten ihr, sie solle ihren Enkelsohn doch zu einem „Baby Gesundheitswettbewerb“ bringen, den der Bezirk veranstaltete. Da würde er bestimmt den ersten Preis machen. Sie war auch der Meinung, dass das Kind die Liste anführen würde, aber sie konnte ihn nicht hinbringen. Denn sie wusste nicht, ob wir einverstanden sein würden oder nicht. Am Abend dann, als Duyên und ich zurückkamen, war der Wettbewerb schon vorbei, und der Preis war an

einen Jungen vergeben worden, der unserem Sohn nicht das Wasser reichen konnte. Einige Leute, die dies hörten, zeigten sich verwirrt, ich fühlte vage, dass dabei irgendwie etwas Schlimmes mitschwang. Dies bestand darin, dass meine Mutter erfahren hatte, dass sie in diesem Haus keine Macht mehr hatte. Ich war zuvor ihr ausschließliches Eigentum gewesen, und jetzt war ich das nicht mehr, und das Baby war der Schatz von jemand anderem, aber sie sollte es mit pflegen. So war das.

Wir waren eben naiv, wir hatten noch nicht genug Lebenserfahrung. Wir wussten nicht, wie wir auf ihre Art zu denken reagieren sollten. Zu dieser Zeit verbrachte sie eine Menge Zeit im Garten, startete die Bäume und Büsche an, als würde sie nach etwas suchen. Eines Tages spionierte ich ihr nach und sah, wie sie gründlich überall im Garten herumsuchte. Ihre Hand drehte jedes Blatt, jeden Stein, jeden Erdklumpen am Fuß der Bäume um, bis sie schließlich fand, was sie suchte. Es war der Kamm aus Aluminium, der aus einem der Flugzeugtrümmer gemacht worden war und eingraviert die Namen meiner Eltern trug. Ihre Augen leuchteten. Ein tiefes Glücksgefühl erleuchtete ihr trauriges Gesicht, als habe sie den Kamm gefunden, den mein Vater immer bei sich getragen hatte. Mit der Zielgewissheit einer Schlafwandlerin tastete sie sich, den Kamm in ihrer Hand wiegend, vorwärts bis ins Haus und zum Altar. Sie legte den Kamm dort nieder, wohl in der Hoffnung, dort läge noch ihr eigener.

Aber da war der schöne märchenhafte Traum zu Ende. Den Kamm in ih-

rer Hand hatte ich am Tag zuvor auf dem Altar gesehen. Sie hatte ihn wohl in den Garten gebracht, so dass sie sich erneut auf die Suche nach ihm machen konnte. Als sie sich dessen bewusst wurde, war ihre Schlafwanderung beendet. Die hartnäckigen Fieberattacken kamen wieder.

In den folgenden Monaten war ihr Verstand gestört. Sie nahm die Gewohnheit an, belanglose Dinge zu sammeln. Sie wanderte im Garten herum, brachte Kupferdraht auf Spulen mit nach Hause, Schrauben und kleine Schrottreste. Sie zählte sie, versuchte ungeschickt, sie irgendwie zusammenzufügen. Mich machte das sehr traurig. Menschen, die einen Verlust erlitten haben, suchen unaufhörlich nach dem Verlorenen und nach einer Möglichkeit, es wieder ganz zu machen. Und meine Mutter, so wurde mir klar, glaubte eben, mich verloren zu haben. Der kleine Kamm aus Flugzeug-Aluminium wurde für sie zum Hoffnungsträger, und sie durchlebte in ihren Halluzinationen immer wieder den Moment, in dem sie ihn wiederfand. Schließlich hatte niemand je behauptet, dass mein Vater tot sei. Er und sein Flugzeug galten immer noch nur als verschollen.

Wir waren verzweifelt, als wir erleben mussten, wie die Lebensenergie meiner Mutter zusehends erlosch. Und da halfen auch keine Medikamente mehr. Eines Tages sagte sie zu mir: „Heute Nacht habe ich geträumt, den Dorfvorsteher zu treffen. Er lud mich zu einer Dorfversammlung ein, und dort wurde alles geklärt.“ Aber dieser Dorfvorsteher war schon seit langem tot. Es war offenbar der Traum einer Todkranken. Zwei Tage später war sie tot.

Jetzt weiß ich, dass man nicht nur an einer tatsächlichen körperlichen Krankheit sterben kann, sondern auch an Entkräftung durch Trübsal, am Leiden über verlorene Besitztümer.

Eine verwitwete Frau ist das Fragment des Mannes, der gestorben ist. Einige Frauen finden sich mit einem solchen Schicksal ab, leben schweigend in Zurückgezogenheit und klammern sich an die Hoffnung, sie würden die anderen Fragmente finden und alles wieder zusammensetzen können. Andere sind Fragmente, die es auf die Straßen treibt, sie liegen auf dem Boden und stechen in die Füße der glücklicheren Seelen. Sie verletzen sie, um Rache zu nehmen für ihr eigenes bitteres Schicksal.

Meine Mutter wollte nie, dass ich das Gesicht erhob, den Blick gen Himmel richtete. Und Sterne zählen war wirklich nur was für Kinder, aber in jener Nacht, als ich ganz allein in einem Winkel des Gartens saß, legte ich den Kopf in den Nacken und betrachtete den dicht bestimmten Himmel. Eine Sternschnuppe riss eine offene Wunde in dieses schöne Bild. Und da begriff ich: In diesem Augenblick war auf der Erde ein neues Fragment entstanden.

Nachdem meine Mutter gestorben war, suchte ich eine Zeitlang Abends nach der Arbeit ein Café auf, wollte dort nur auf ein Glas Tee bleiben, aber es endete damit, dass ich anfang zu trinken. Vorher hatte es eine Zeit gegeben, in der die Stimmung in der Familie schlecht war, weil ich Duyên meine Liebe vor meiner Mutter nicht offen zu zeigen wagte, und

es gab Momente, da fragte ich mich insgeheim, ob ohne meine Mutter diese Liebe zu Duyễn vielleicht stärker sein würde. Im Rückblick wurde mir klar, dass ich meine Pflichten als Sohn vernachlässigt hatte. Und dann, als meine Mutter tot war, wurde meine Liebe zu meiner Frau jedoch nicht stärker. Im Gegenteil, sie ließ nach. Und die Liebe zu meiner Mutter ist zusammen mit ihr auf ewig von mir gegangen.

Ich weiß nicht mehr was mich dazu gebracht hat, jedenfalls fühlte ich mich zu Thachs Haus hingezogen. „Trink aus“, sagte sie, als ich dort hinkam. Sie füllte mein Glas auf und erhob sich, um einige Räucherstäbchen anzuzünden und ein stilles Gebet zu sprechen. Dann kam sie zurück und wir tranken. „Deine Mutter ist zu früh gestorben. Ich habe sie für die Beerdigung vorbereitet und fand, das ihr Gesicht noch jung und frisch war, als würde sie nur schlafen.“ Sie begann zu weinen. „Sie hatte recht damals, ich war eine wertlose Frau.“ Auch in meinem benebelten Zustand hatte ich befürchtet, dass die Dinge so laufen würden. Einen Augenblick später wischte sie ihre Tränen ab und schlug vor: „Willst du einen Film sehen?“ Ich schauderte und schüttelte den Kopf. „Nein, nein. Nicht so einen Film“, sagte sie. „Ich habe einen sehr heiteren Liebesfilm. Die Fähigkeit zu lieben ist immer auch die Fähigkeit zum Glücklichen.“ Eine ideale Liebe würde auch wahres Glück bedeuten. Und während auf dem Bildschirm die Schauspieler einander in den Wolken liebten, aber auf eine platonische Art Liebe, widmeten Thach und ich uns vor dem Bildschirm den eher erdverbundenen Aspek-

ten, die im Film nicht vorkamen.

Die Zeit verging, aber der Schmerz über den Tod meiner Mutter ließ keinen Augenblick nach. Dann hörte ich eines Tages plötzlich, dass man das verschollene Flugzeug tief in einer Schlucht in einem unberührten Urwald gefunden habe. Die Nachricht kam zu spät: meine Mutter war zu früh gestorben. Man schickte mir den Kamm, den mein Vater immer bei sich getragen hatte. So waren beide Kämmen schließlich vereinigt, aber nur auf dem Hausaltar.

Viele Monate lang blieb Thachs Haus still und verschlossen. Ich wusste nicht, wohin sie gegangen war.

Eines Tages sah ich zufällig den gutaussiehenden Kerl, der Thach den Hof gemacht hatte. Er saß auf einer karmesinroten Honda Club 70, hatte einen Fuß auf den Sitz hochgezogen, als warte er auf jemand am Straßenrand. Ich ging zu ihm, sagte hallo und fragte „Weißt du, wohin Thach verschwunden ist?“

Er schob die Frage weg: „Was für eine Thach? Ich kenne niemand mit diesem Namen. Was für eine eine blöde Frage.“

Ich war verwirrt und ging weg, kehrte aber gleich wieder zurück und sagte entschlossen: „Ich bleibe jetzt hier solange stehen, bis du mir geantwortet hast.“

Er dachte einen Moment nach, blickte nach rechts und nach links und raunte mir zu: „Sie sitzt im Gefängnis. Und jetzt verpiss dich! Wir haben nichts miteinander zu schaffen. Kapiert?“

Ich ging nicht gleich weg. Ich stand da, blicke auf die stämmigen Oberschenkel, die aus den Hosenbeinen seiner

Shorts ragten. Sie waren behaart.

Ich kaufte einige Konserven und Früchte und ging Thạch im Gefängnis besuchen. Wir saßen einander gegenüber an einem langen Tisch. Sie hatte nicht damit gerechnet, dass jemand sie besuchen kommen würde, am wenigsten ich. Sie weinte und seufzte: „Jetzt bin ich wirklich eine wertlose Frau.“ Als ich gerade aufstehen wollte, sagte sie: „Ich glaube nicht mehr daran, dass es auf der Welt gute Menschen gibt.“ Ich schwieg, wusste nicht, wie ich sie trösten sollte. „Gott ist auch kein Guter. Wenn er gut wäre, hätte er dich und mich zusammengebracht.“

Ich ging nach Hause. Duyên machte sich vor dem Haus zu schaffen. Sie stolperte über etwas und fiel hin, aber es war nicht schlimm. Um sie zu trösten, hob ich sie auf und trug sie ins Haus. Jetzt fühlte ich immer stärker, dass es richtig war, mich ihr zunächst aus Mitleid genähert zu haben. Wenn es nur Liebe gewesen wäre, dann wäre sie irgendwann wohl verblasst. Nur aus Zuneigung und

der Bindung an die Ehe war ich fähig, mit ihr zusammenzubleiben. Obwohl ich ihr vielleicht nicht immer treu wäre, würde ich niemals daran denken, sie zu verlassen. Jetzt war ich fähig, mir dies alles ganz klar zu machen, und deshalb dachte ich daran, das Haus zu verkaufen und mit meiner Frau und meinem Sohn ohne Aufhebens wegzugehen, an einen weit entfernten Ort. Niemand sollte unsere neue Anschrift erfahren, nur so würde ich den Frieden unserer kleinen Familie bewahren können. Nachdem ich eine lange Zeit hin und her geschwankt hatte, fragte ich Duyên, was sie davon halte. Sie sagte: „Es gibt keinen besseren Ort als diesen. Warum sollten wir umziehen?“

Danach war ich ständig unruhig und angespannt, und ich erwartete voller Sorge den Tag, an dem Thạch zurückkommen würde.

Quelle: Mảnh vỡ của đàn ông, in: Hồ Anh Thái: Mảnh vỡ của đàn ông. Tập truyện ngắn, Hà Nội (NXB Hội Nhà Văn) 2006, S. 209-243. Übersetzung: Günter Giesenfeld, Marianne Ngo.